

Herbert Knorr

PUMPERNICKEL BLUT



Leseprobe



© Christina Förster

Herbert Knorr ist Westfale, Leiter des Westfälischen Literaturbüros in Unna, einer der Festivalleiter von »Mord am Hellweg« sowie Intendant von »literaturland westfalen«. Er veröffentlichte Sachbücher und Krimis. Für seine Verdienste um den deutschsprachigen Kriminalroman wurde ihm der Ehrenglauser 2017 verliehen.

DER AUTOR STEHT FÜR VERANSTALTUNGEN ZUR VERFÜGUNG.

PUMPERNICKEL BLUT



LESEPROBE

Ich wartete auf den Bus. An einem heruntergekommenen Wartehäuschen der Lippeneutruper Verkehrsbetriebe, in dem der Mülleimer überquoll und der Fahrplan mit Edding übermalt war. Eines der vielen Graffiti konnte ich entziffern: *In Lippeneutrup langweilen sich sogar die Kühe!* Das hatte ich immer schon gewusst.

So also begann mein neues Leben.

Oh Jan, du, du ... Mistkerl. Du Hurenbock!

Ja, selbst nach über einem Jahr Trennung war ich immer noch wütend auf meinen Ex: Eines Tages würde ich ihn erschlagen, zersägen, ausweiden und seine Einzelteile in der Lippe versenken. Und seine Mutter, diese Hexe, gleich mit ... Hereingelegt hatten sie mich damals, mit einem

Schmierentheater ohnegleichen. Und ich dumme Kuh war darauf hereingefallen.

Warum nur hatte ich keinen Anwalt genommen und mich stattdessen selbst vertreten? Das hatte ja nur schiefgehen können! Die Gegenseite war mit allen Wassern gewaschen. Das hätte ich ahnen können, ja wissen müssen. Aber ich hatte auf meine Argumente und das Gericht vertraut. Wo hätte ich auch das Geld für einen Rechtsbeistand auftreiben sollen? Genau darum ging es ja, Jan und seine Familie hatten mir alles genommen, vor allem meinen Schatz, meine Leah. Natürlich kämpfte ich um Leah wie eine Löwin um ihr Kind. Heute wie damals, vor dem Familiengericht ...



„Was riecht denn hier so?“ Nach der Verhandlungspause hatte sich die Richterin wieder an die Stirnseite des Tischekarrees gesetzt und mit angewiderner Miene geschnüffelt. „Das riecht doch wie ...“

Wie konnte das sein? Hitze war in meinen Kopf geschossen.

„Frau Müller, das riecht hier doch nach Schnaps!“, sprach die Richterin aus, was ich sofort begriffen hatte, als auch mir dieser penetrante, unglaublich intensive Fuselgestank in die Nase gekrochen war. Drüben auf ihrer

Seite des Tisches rekelten sich Jan und seine Familienbande auf ihren Stühlen. Der süffisante Gesichtsausdruck der Hexe signalisierte mir, dass etwas schrecklich schief lief. Und zwar auf meine Kosten.

Es ging ums Sorgerecht. Für Leah. Unserer, nein, meiner Tochter. Ich wollte doch meinen so geliebten Schatz bei mir haben, mich um sie kümmern, sie abends ins Bett, morgens in die Schule bringen, mir ihre Sorgen anhören, mit ihr Spaß haben. Ich war doch ihre Mutter.

Die Verhandlung war auf Antrag der Hexe, die Jan zusammen mit ihrem Mann anwaltschaftlich vertrat, für eine Viertelstunde unterbrochen worden. Auf der Suche nach einem Automaten war ich draußen durch die Gänge geirrt, weil ich unbedingt etwas trinken musste. Kaffee, Cola, irgendwas.

Mein Blick wanderte zu meiner Stofftasche mit den Prozessunterlagen, die unter dem Tisch auf dem Boden stand. Ein dunkler Fleck an der rechten unteren Ecke ließ mir weiteres Adrenalin ins Blut schießen.

Wieso nur hatte ich die Tasche eben nicht mitgenommen?!

„Das ist ungeheuerlich!“, donnerte die Richterin. Es fehlte nur noch, dass sie sich eine Wäscheklammer an die Nase steckte, so sehr widerte sie der Gestank an.

Das war der ultimative Super-GAU.

Drüben wechselte die Hexe einen selbstzufriedenen Blick mit ihrem Gatten. Jans Vater war ein unauffälliger Graubart und ungefähr so durchsetzungsfähig wie ein Hundebaby, zumindest seiner Frau gegenüber. In der Praxis, so hörte man, sei er knallhart. Beide waren, genau wie Jan, Anwälte. Die Hexe mit Spezialgebiet Familien- und Scheidungsrecht, das Hundebaby war Anwalt für Wirtschaftsrecht und zudem Notar. Ihre Kanzlei vertrat reiche Klienten in Münster und Umgebung, selbst die Bischöfe von Münster und Osnabrück nahmen ihre Dienste in Anspruch.

Vor der Pause hatten sie versucht, mich als Rabenmutter und vor allem charakterlich fragwürdige Trinkerin darzustellen, die ihr Kind schon während der Ehe vernachlässigt habe. Und ich würde jetzt im Streit um das Sorgerecht die unhaltbare Geschichte über die angebliche Treulosigkeit ihres Sohnes nur erfinden, um von meinem Alkoholproblem abzulenken.

Lang und breit hatte die Hexe erklärt, ich hätte immer schon sehr viel getrunken. Und Leah – *Das arme Kind!* – habe sooo darunter gelitten. Um noch eins draufzugeben, hatte sie schließlich behauptet, sie hätten jahrelang versucht, mich zu einer Therapie zu bewegen. Allein schon des Kindes wegen. Doch ich undankbares Geschöpf von Schwieger-



tochter habe alle Hilfe abgelehnt; so sei ihrem Jan, dem treusorgenden, liebevollen Vater der kleinen Leah keine andere Wahl mehr geblieben, als sich von mir zu trennen.

Mir war das Kotzen gekommen. Zwar nur beinahe, aber mein kurzes Würgen war der Richterin nicht entgangen.

Trotzdem hatte ich mir Chancen ausgerechnet. Zumindest auf das geteilte Sorgerecht. Die Richterin war schließlich eine Frau, und als Frau würde sie Verständnis dafür zeigen, dass *ich* nicht mehr mit diesem Hurenbock zusammenleben wollte!



Der Bus rumpelte an die Haltestelle, ein schon etwas betagter Wagen, dessen Falttür schnappte. Dass es so was überhaupt noch gab! Ich zückte meine frisch erworbene Monatskarte – Preisstufe A, Ortsgebiet Lippeneutrup –, stieg ein und setzte mich. Außer mir fuhren nur zwei alte Damen mit, die mich mit Argwohn beäugten. Obwohl ich mich seit meiner Trennung von Jan kleidungstechnisch bedeckt hielt und ganz bewusst nur Rolli trug.

Bloß nicht mit Reizen spielen, bloß keine Männer locken. Von Männern hatte ich die Nase gestrichen voll. Männer, hatte ich mir geschworen, waren für mich tabu. Für immer!

Zwei Haltestellen weiter verließ der Bus den Ortskern von Lippeneutrup. Automatisch schob ich mir Kopfhörer ins Ohr und aktivierte den MP3-Player. Eric Clapton. Es war die Lieblingsmusik meines Vaters gewesen. Blues passte zu dieser Landschaft.



Um Lippeneutrup herum schlängelte sich die Lippe. Umgeben war das Städtchen zudem von dem einen oder anderen Sandhügel, bevor sich Heide und Moor anschlossen. Im Moment dümpelte der Bus allerdings durch enge Alleen, die eher als mittelalterliche Wegeverbindungen denn als Landstraßen durchgingen. Schweinemastbetriebe tauchten auf, auch große Hühnerfarmen. Die alten Wasserburgen, die es hier ebenfalls zuhauf gab, lagen etwas versteckt; und weil der aufziehende Nebel alles zudeckte, war in der Ferne hinter den Eichen- und Kiefernwäldern nicht ein altes Gemäuer zu entdecken.

An der nächsten Haltestelle – *Café Moorblick* – stiegen die beiden alten Damen aus. „Zuerst machen wir unsere kleine Wanderung“, sagte die eine. Die andere nickte bestätigend und ergänzte: „Und dann essen wir im *Moorblick* zu Mittag. Das Café hat so einen wunderbaren Blick aufs Moor.“

Ja, wenn nicht gerade Nebel war.

Ich sah ihnen nach. Ob ich im hohen Alter auch noch so unternehmungslustig sein werde, fragte ich mich. Dass mich Jans Mischpoke damals vor der Richterin des Alkoholismus' bezichtigt hatte, war natürlich eine gemeine Lüge gewesen. Außer bei Familienfeiern hatte ich nämlich niemals etwas getrunken, höchstens mal einen Aperol Sprizz. Dass ich ein einziges Mal abgestürzt war, beim Sechzigsten von Jans Vater, war die große Ausnahme gewesen.

Ich war damals ziemlich fertig gewesen. Wegen Jans permanenter Untreue. Anders gesagt: seiner *Fremdfickerei*, wie es mein rechtschaffener Opa mit seiner Neigung zu einer klaren Ansprache schon sehr früh erkannt hatte, schon vor meiner Ehe mit Jan. Mein sauberer, damals Noch-Ehemann hatte an jenem Jubeltag vor meinen Augen ganz ungeniert eine entfernte Cousine angebagert, die gerade mal ihr Abitur gemacht hatte. Nach dem dritten Wodka suchte ich Streit. Lallend ließ ich einige unflätige Bemerkungen fallen, die ich von Opa gelernt hatte, aber besser nicht hätte machen sollen. Denn leider gab es von der grässlichen Szene zufällig ein Handyvideo eines Geburtstagsgastes.

Kein Video gab es leider von dem Vorfall, der mich letztlich dazu bewegt hatte, Jan endlich in die Wüste zu

schicken. Seine *Seitensprünge* – was für ein blödes Wort, *Bocksprünge* wäre da schon besser! – hatte ich ihm immer wieder verziehen, weil ich ihn ja geliebt hatte. Das hatte ich wenigstens lange Zeit geglaubt. Und weil ich aus irgendwelchen altmodischen Gründen einmal davon überzeugt gewesen war, dass es hierbei in erster Linie nicht um mich ginge, sondern es weit wichtiger wäre, dass Leah einen Vater hat, eine komplette Familie. Natürlich war mir klar, dass ich eigentlich Leah mein eigenes Schicksal ersparen wollte. Ich war bei meinen Großeltern aufgewachsen. Meine Mutter hatte ich nie kennengelernt, mein Vater war gestorben, als ich sieben Jahre alt war. So klein wie meine Leah jetzt.



Aber eines Tages war selbst für mich Schluss gewesen. Ich wollte mir von Sabrina, meiner Lieblingsnachbarin von gegenüber, Eier ausleihen, die ich unbedingt für einen sonntäglichen Kuchen brauchte, aber ärgerlicherweise beim Einkauf vergessen hatte. Überraschenderweise bot sich Jan an, das zu übernehmen. Doch er kam nicht wieder. Ich rief ihn auf seinem Handy an, aber er ging nicht dran. Konnte er auch nicht, denn das Teil meldete sich in unserem Flur.

Ich brauchte dringend die Eier, das wusste Jan doch!

Auf mein Klingeln reagierte niemand, doch als ich im Garten nachsah, entdeckte ich, dass die Terrassentür meiner Nachbarin einen Spalt weit offenstand. Seltsam ekstatisch-verzückte Laute drangen an mein Ohr. Diese kieksenden Laute kannte ich, die konnten nur von Sabrina stammen, so ähnlich bescheuert lachte die auch. Nur dass sie momentan in allerhöchsten, nie gehörten Frequenzen stöhnte und gickste, die Gläser zum Springen bringen könnten. Das schlappe Gegrunze, das zeitgleich meine Ohren traktierte, kannte ich ebenfalls – aus der Steinzeit unserer Ehe.

Ich schob die Tür etwas auf. Schwitzend und schmatzend waren die beiden auf Sabrinas Couchwelt in einer irrwitzigen Stellung miteinander verknottet, die ihre Aufmerksamkeit vollkommen in Anspruch nahm.

Wortlos ging ich. Nach endlos langer Zeit war selbst ich die ständigen Demütigungen leid.

„Wie kannst du nur so blöd sein“, meinte Natalie, meine beste Freundin aus Kindergartenzeiten, zu der ich an jenem Tag sofort heulend geflüchtet war. „Genug ist genug. Wegen Leah darfst du nicht bei diesem Scheißkerl bleiben, du gehst an dem Schwein noch kaputt. Das hab ich dir schon oft genug gesagt.“ Ich jaulte nur noch lauter.



Während der Bus über Schlaglöcher rumpelte, versuchte ich mich von den quälenden Gedanken abzulenken. Durch schlierige Scheiben starrte ich in die Landschaft und nahm idyllisch gelegene schilfumgebene Teiche und herrliche Ilex-Hecken wahr. Unvermittelt entdeckte ich auf einem eisigen, abgeernteten Acker eine pechschwarze Krähe, die flatterig schaute, ob sie mitten im Winter noch irgendwo Nahrung finden könnte.



Ich hatte Mitleid mit ihr ...

Nein, kein Selbstmitleid mehr, redete ich mir ein, du brauchst Kraft, Anna, du willst doch Leah wiederhaben. Bald hast du es geschafft, im Januar ist der neue Prüfungstermin für das Sorgerecht, du bist auf einem guten Weg. Du schaffst das – weil du das willst!

Ich tastete in meiner Umhängetasche nach Leahs Kuscheltier, einem knuddeligen Bär, den sie vor Ewigkeiten bei mir vergessen und ich seitdem immer bei mir hatte. Ich hatte ihr das Bärchen zu ihrem dritten Geburtstag geschenkt. Der Stoff war schon ziemlich abgenutzt und einige Nähte waren geplatzt, aber ich liebte ihn über alles, so wie Leah ihn liebte. Ich musste ihn ihr unbedingt zurückgeben. Aber wann?

Seit einem Jahr bekam ich Leah nur alle vierzehn Tage zu Gesicht – wenn überhaupt. Mal war Leah krank,

mal verreiste Jan mit ihr spontan, dann musste Leah zu Kindergeburtstagen oder einem dringenden Arzttermin. Immer war etwas anderes.

Leah, Leah, Leah! Ich vermisste sie so sehr ...

Ich war damals eine Weile bei Natalie geblieben und hatte Jans Telefonterror auf meiner Mailbox standfest ignoriert. Irgendwann hatte ich mich stark genug gefühlt, ihm meine Entscheidung mitzuteilen: dass es vorbei war, endgültig!

Ein guter Plan, fand auch Natalie. Selten hatte sie mich so entschlossen gesehen. Also fuhr sie mich an einem lauwarmen Augustabend noch einmal in das Haus, das ich danach, das schwor ich mir, nie mehr betreten würde.

Ich schlich mich durch die Hintertür herein und nach oben, holte meine Kleine aus dem Bett, schärfte ihr ein, ganz leise zu sein. Doch schlaftrunken wie sie war, gab Leah dennoch überraschte Laute von sich, weil sie sich natürlich freute, endlich ihre Mutter wiederzusehen. Ich war schon fast draußen mit ihr, als sie mich in der repräsentativen Empfangshalle der schlossähnlichen Villa erwischten.

„Was bitte ...“, begann Jan verblüfft.

„... soll das bedeuten?“, vollendete die Hexe mit schneidend-kalter Stimme.



Mein Schwiegervater spielte an seinem Smartphone herum.

Leah blickte verstört von mir zu ihrer Restfamilie und wieder zurück. Ihr stiegen Tränen in die Augen.

„Nach was sieht es denn aus?“, fuhr ich die Hexe an.

Ich wollte mit Leah zur Tür. Nur weg hier.

„So geht das nicht“, kommentierte Jan und versuchte mir Leah zu entreißen, die sich weinend an mir festklammerte.

„Keinen Tag“, verkündete ich, „verbringt mein Kind noch unter einem Dach mit dir ... dir ... *Klöttenpony!*“, rutschte es mir heraus. Opa ließ grüßen.

„Nicht vor dem Kind“, drehte sich das Hundebaby weg.

„Was willst du von einer Frau erwarten, die aus dem Prekariat kommt“, ätzte die Hexe. Sie hatte diese typisch abgehobene konservativ-katholische Art der alteingesessenen Münsteraner und hielt sich für etwas Besseres. Ich war ja bloß die Waise, die in einem Bergmannshaushalt am Rande des Ruhrgebiets im Südmünsterland aufgewachsen war.

„Oma“, fragte Leah, die sich immer noch eng an mich schmiegte und an meiner Bluse zupfte, „was ist ein *Präkarat?*“

„Das soll dir deine Mutter, diese Proletin, erklären.“



Da sollte ich nicht ausflippen? Ich zeigte der Hexe den Stinkefinger. Und zischte Wörter, die ich auch nicht hätte in den Mund nehmen sollen. Schon gar nicht vor Leah.

Zwei Wörter, die der Hexe sagten, was sie sich könne: „Fuck you!“ Dann wandte ich mich an Jan. „Ich will die Scheidung. Und Leah bleibt bei mir!“

„Jan“, stellte sich seine Mutter an seine Seite, „ich war immer gegen diese Heirat, das weißt du. Aber Scheidung, niemals! In unserer Familie gibt es so etwas nicht. Was soll der Bischof denken, wenn er davon erfährt? Soll die da sehen, wo sie bleibt. Leah bleibt bei uns. Definitiv.“

Beide griffen nach Leah. Zwei gegen eine, das war nicht fair. Damit Leah sich nicht wehtat, ließ ich los. Die Hexe zerrte sie von mir fort.

Leah weinte noch bitterlicher.

In meiner Wut griff ich nach der exquisiten Chinavase auf dem barocken Schemel, ein wunderbares Stück, das Jans Eltern von einer Weltreise mitgebracht hatten. Und bedauerte zutiefst, dass ich niemanden traf. Nicht einen, nicht einmal ein bisschen. Aber wenigstens zersplitterte das teure Stück am Kaminsims. Und einige der wertvollen Delfter Kacheln aus dem 18. Jahrhundert gleich mit.



Der Bus hielt an einem Wartehäuschen unter einer uralten Eiche. Ich war angekommen. Rundherum Einsamkeit.

Ich schritt die Weidenallee entlang, die auf ein jahrhundertaltes Ensemble zuführte, und überquerte die Brücke



über der zugefrorenen Gräfte, die das ehemalige Rittergut umschloss. Nachdem ich das Torhaus durchschritt, betrat ich den großzügigen, gepflasterten Innenhof – mit seinen Bauminseln und modischen Lichtstelen ein echter Hingucker.

Frontal schaute mich ein mächtiges Gebäude an, das immer noch Geschichte ausstrahlte, wenngleich es restauriert war. Links und rechts flankiert von ebenfalls umgebauten Wirtschaftsgebäuden des einstigen Rittergutes – ehemals Scheunen, Ställe und Remisen.

Die funktionalen Anbauten, die Hauptwohntrakte der Residenz, waren geschickt mit dem alten Haupthaus verbunden worden, aber von vorne so gut wie nicht zu sehen. Kaum zu glauben, dass hier dreihundert Bewohner im Pflgetrakt und rund einhundertzwanzig in den achtzig Appartements wohnen sollten. Im sich nur langsam verziehenden Nebel wirkten die efeuumrankten Gemäuer wie ein verwünschenes Schloss.

Mein Pech war damals gewesen, dass Jans Vater an jenem Tag, als ich Leah entführen wollte, meine Aktion mit der

Chinavase gefilmt hatte. Geschickt hatte er auch meine verbalen Ausraster in einem kleinen Filmchen zusammengeschnitten. Als ob sie es darauf angelegt hatten, mich zu provozieren. Auch dieses Video hatte sich die Richterin interessiert angeschaut. Und mich anschließend skeptisch gemustert. Sehr skeptisch sogar.

Nachdem ich ihr ausführlich und reumütig erläutert hatte, dass auch dieses Video nur eine einmalige, außerordentliche Ausnahmesituation zeigte, die auf eine, von ihr doch sicherlich nachvollziehbare, hochgradige Erregung meinerseits zurückgegangen wäre, nickte sie freundlich. Deshalb dachte ich mir auch nichts weiter dabei, als die Gegenseite auf einmal eine Verhandlungspause beantragte. Jans Mutter sei unpässlich. Man könne sicherlich ...



Und nun das!

„Frau Müller, dieser ... dieser Gestank, der kommt doch aus Ihrer Tasche.“

Die Richterin stand auf und kam nun zu mir herum.

„Ich rieche nichts“, beteuerte ich wider besseres Wissen. Die Richterin beschnupperte mich und mein Umfeld. Ich schob die Tasche mit dem Fuß vorsichtig weiter unter den Tisch. Vergeblich. Statt sich vorwärts zu bewegen, fiel sie einfach nur um. Es klirrte dezent. Ein offener Flachmann mit einem Rest Wacholder rutschte heraus.

„Ich ... ich ...“

Aus den Augenwinkeln sah ich, wie die Hexe hämisch feixte. Das Hundebaby schaute feige aus dem Fenster. Jan zur Decke. Und jetzt war mir natürlich auch klar, wieso die eben die Unterbrechung beantragt hatten. Damit Jan oder nein, seine Mutter, simsalabim, den Wacholder in meiner Tasche platzieren und die Duftspur legen konnte, die mir jetzt das Genick brechen würde.

Die Richterin hob den Flachmann mit spitzen Fingern auf und stellte ihn vor mir auf den Tisch. „Haben Sie dazu etwas zu sagen, Frau Müller?“

Ich sprang auf, griff mir die Tasche. So wie sie nach Schnaps stank, mussten sie die halbe Flasche hineingeschüttet haben. „Ihr seid alle so armselig“, schrie ich, lief los und schlug die Tür krachend hinter mir zu.

Drei Wochen später erhielt ich Post vom Gericht. Das vorläufige Sorge- und Aufenthaltsbestimmungsrecht für Leah wurde Jan zugesprochen, ich dürfte sie nur alle zwei Wochen einen Nachmittag lang sehen. Ich heulte den halben Tag. Erst dann machte ich den Brief vom Jobcenter auf, der ebenfalls im Briefkasten gelegen hatte.

Danach heulte ich auch noch den Rest des Tages.



Meine neue Stelle, die ich heute antreten sollte, hatte ich vom münsterischen Jobcenter. Ganz plötzlich war irgendwo ein „interessanter Arbeitsplatz“ freigeworden, der angeblich zu mir passte. Nach meiner Trennung von Jan hatte mir das Jobcenter nämlich ein betriebswirtschaftliches Weiterbildungsjahr in der boomenden Altenpflege angeboten. Als ehemalige Kinderkrankenschwester hatte ich dafür beste Qualifikationen. Außerdem war ich ja bei meinen Großeltern aufgewachsen. Mit alten Menschen kannte ich mich aus.

Wochenlang hatte ich Bewerbungen geschrieben. Dutzende, Hunderte! Nur Absagen. Und dann endlich, das Stift Haus Maria Fröhlich Abendschein ... Ich solle mich vorstellen.

Dem Jobcenter war es egal gewesen, dass ich von Münster in das kleine, verschlafene Städtchen meiner Kindheit zurückziehen musste – nach Lippeneutrup mit seinem Milkannenbahnhof, seiner Fußgängerzone mit gefühlt je einem halben Dutzend Backshops, Handyläden und Metzgern, einem Westfalen-Kaufhäuschen und einem Katholischen Krankenhaus. Einen AWO-Treff Ü70 und eine Disco aus den neunziger Jahren gab es auch noch. Das war's aber dann.

„Man muss nehmen, was kommt“, hatten Opa und Oma

immer gemeint, „sonst nimmt der Düwel dir auch noch den Rest.“

Jan, dieses ... dieses Schwein!

Ja, irgendwann würde ich ihn tatsächlich erschlagen, erwürgen und ausweiden. Im Lippeneutruper Moor gab es so viele Möglichkeiten, Leichen verschwinden zu lassen. Da konnte man in Entscheidungsnot kommen.

Ach, Anna, was denkst du da nur wieder ...



Ich pumpte Luft und ging zügig auf die automatische Glastür des betagten, bei genauer Betrachtung jedoch in dezenter Weise modern gestalteten Eingangsportals zu. Die erhaltene Hausinschrift darüber lautete, in goldenen Lettern geschrieben: Wer auf Gott vertrauet, hat wohl gebauet.

Alles wird gut werden, sprach ich mir Mut zu.

Es war Montag nach dem ersten Advent – mein erster Arbeitstag. Ich freute mich.

Endlich wieder arbeiten, endlich nicht mehr auf andere angewiesen sein. Auch Natalie nicht mehr zur Last fallen, die mir in ihrer kleinen Wohnung eine Zeit lang Asyl gewährt hatte. Was für uns beide nicht einfach gewesen war, da Natalie als bekennender und freiheitsliebender Single Männer wie Küchentücher benutzte: wisch und weg! Ständig waren mir beim Frühstück in der Küche neue

Kerle über den Weg gelaufen. Für mich ein Martyrium. Außerdem nervte Natalie mich ständig mit blöden Ratschlägen: „Mensch, Anna, du bist doch keine alte Jungfer, einfach nur probieren und genießen.“

Nein, niemals! Mein Schwur galt. Männer? Nein, danke.

Erst jetzt entdeckte ich etwas abseits vom Hauptportal den schwarzen Bestatterkombi mit weißen Gardinchen, in den ein Sarg hineingeschoben wurde. Damit würde ich hier jetzt wohl leben müssen, dachte ich.

Hätte ich ahnen können, dass alles viel, viel schlimmer werden würde?



Lese- und
Presseexemplare
digital
erhältlich!

Herbert Knorr

PUMPERNICKEL BLUT



KRIMI bei Pendragon

PENDRAGON

Pumpnickelblut

Crime im Heim: Üble Betrügereien, düstere Gestalten und ominöse Todesfälle in der idyllischen Seniorenresidenz Haus Fröhlich Abendschein rufen Else Erpenbeck, Heimbewohnerin und Hobbydetektivin, auf den Plan.

Von der Polizei als „schräge Alte“ nicht ernst genommen, entscheidet die 84-Jährige kurzerhand, Anna Müller in ihr Ermittlungsteam zu holen. Die neue Belegungsmanagerin der Residenz hat aber eigentlich ganz andere Sorgen: Sie ist dabei sich zu verlieben, obwohl sie nach der Trennung von ihrem fiesen Ex der Männerwelt abgeschworen hat.

Mit unkonventionellen Methoden kommen die beiden ungleichen Frauen dem Täter immer näher – aber auch ihrem eigenen Tod ...

Herbert Knorr | **Pumpnickelblut**

Paperback | 480 Seiten | Euro 15,00 | 978-3-86532-586-0

Auch als eBook erhältlich

Witzig · frech · schräg

Westfälischer Charme

PENDRAGON 

Stapenhorststraße 15 • D-33615 Bielefeld • www.pendragon.de

Verlagsleitung & Vertrieb

Günther Butkus

Tel. 0521 69689

Fax 0521 174470

kontakt@pendragon.de

Presse & Veranstaltungen

Julia Schmilgun

Tel. 0521 69689

Fax 0521 174470

presse@pendragon.de